

„Dankbar für
dieses Wunder“

*

Zweimal
auf Anfang

*

Garantin der
Freiheit

*

Geraubtes Glück

Seit 25 Jahren unterstützt Amcha Deutschland Überlebende des Holocaust

... und das Leben ging weiter

von Alice Lanzke und Karin Vogelsberg

Etwa 193.000 Shoah-Überlebende leben noch in Israel, Tausende in Deutschland – Menschen, die nicht selten bis heute an Traumata leiden. Schwere Depressionen, Angstzustände und Verzweiflung sind psychische Probleme, die oft erst im Alter auftreten. Um die Organisation in Israel zu unterstützen und sich um Überlebende in Deutschland zu kümmern, wurde 1990 in Berlin der Verein *Amcha Deutschland* ins Leben gerufen. Den 25. Jahrestag seiner Gründung beging *Amcha* mit einer Podiumsdiskussion im Jüdischen Museum Berlin.

„Direkt nach der Befreiung ging es für viele um das Überleben nach dem Überleben: darum, einen sicheren Lebensort zu finden, eine Familie zu gründen, Bildung nachzuholen“, referiert der Psychiater und Psychotherapeut Martin Auerbach. Erst dann hätten sie die Kraft gefunden, sich mit ihrer Biografie auseinanderzusetzen. „Bei vielen kommen die Erinnerungen noch später hoch – nach der Pensionierung, wenn die Kinder aus dem Haus sind oder der Partner gestorben ist.“ Der Mediziner ist klinischer Direktor bei *Amcha*, einer Hilfsorganisation von Überlebenden für Überlebende und deren Nachkommen.

1987 wurde *Amcha* gegründet, um eine große Lücke zu schließen: Bis dahin gab es kaum psychotherapeutische Angebote in Israel. Mittlerweile betreibt *Amcha* 14 psychotherapeutische Zentren im Land, bietet Sozialclubs für ältere Menschen an oder

besucht sie zu Hause, wenn sie nicht mehr in der Lage sind, in die Treffpunkte zu kommen. Allein im vergangenen Jahr wurden so 17.812 Menschen betreut, ihr Durchschnittsalter liegt bei 84 Jahren.

„Als wir mit *Amcha* anfangen, wußten wir nichts über die Behandlung von alten Menschen“, erzählt die Psychotherapeutin Giselle Cycowicz, die selbst die Shoah überlebte. „Wir haben uns auf unser Herz verlassen und von den älteren Menschen gelernt.“ Sie berichtet von der Zeit nach Auschwitz. „Nach der Befreiung fielen viele von uns über Jahre in eine Depression: Wir hatten keine Träume.“ Erst ihr Studium der Psychologie habe das Trauma verdrängt. „Das Lernen hat mir so viel Leben gegeben“, erinnert sich die 88jährige.

Für den Psychologen und Trauma-Experten David Becker sind Cycowicz's Erzählungen exemplarisch: „Ein zentraler Punkt für die Arbeit mit Überlebenden ist, daß diese von der Passivität in die Aktivität kommen müssen. Jedes Stück mehr Selbstkontrolle ist ein Stück weniger psychische Belastung.“ Das Trauma ende nicht, wenn die unmittelbare Gewalt vorbei sei. Vielmehr wirkten die Traumata bis heute – entsprechend sei ihre Aufarbeitung eine Gegenwartsfrage.

Dabei geht es nicht nur um die Überlebenden selbst, sondern auch um ihre Nachkommen – ein Grund dafür, daß sich der Grünen-Bundestagsabgeordnete Volker Beck dafür einsetzt, ihnen psychosoziale Betreuung zur Verfügung zu stellen. Bislang bezahlt die Bundesre-

gierung diese nur für Überlebende der Shoah selbst. „Für mich gehört es aber zur Verantwortung der Geschichte, sich auch um die Nachkommen zu kümmern“, sagt Beck. Oft genug leiden diese unter dem weitergegebenen Trauma der Eltern und Großeltern – ein weiterer Arbeitsschwerpunkt von *Amcha*.

Für die Organisation sei nicht nur die Behandlung von Symptomen wichtig, sondern auch die Würde der Patienten, betont Martin Auerbach. Er habe gelernt, daß es nicht darum gehe, das Gleiche erlebt zu haben, sondern um die Bereitschaft, Zeuge zu werden. „Solange es Menschen gibt, die jemanden brauchen, der aktiv zuhört, so lange ist *Amcha* nötig“, sagt Auerbach.

Inessa Lukach ist Leiterin des Treffpunkts *Amcha* in Dresden. Sie hat die Lebenserinnerungen der betagten Mitglieder der Jüdischen Gemeinde Dresden als Texte und Videos dokumentiert. 196 Holocaust-Überlebende sind Mitglieder der Gemeinde, fast alle stammen aus der ehemaligen Sowjetunion.

Jeder neue Bericht läßt Lukach schauern. Es sind erschütternde Geschichten über verfolgte, verlassene, vertriebene Kinder. „Wir geben den Familien ihre Geschichten zurück“, erklärt sie. Viele Überlebende sind heute über 80 Jahre alt. Die Dokumentation ihrer Erinnerungen dulde keinen Aufschub.

Das Interesse der Jungen an ihren Überlebensgeschichten sei groß, meinen die Betroffenen. Hin und wieder berichten sie auch vor Schulklassen von ih-

ren Erlebnissen. Klaudia Ginzburgs Erinnerungen schrieb ihr Enkel Simon auf. Er habe alte Familienfotos gesehen und Fragen gestellt, erzählt die 75 Jahre alte Köchin der Jüdischen Gemeinde. Klaudia Ginzburg wurde als Zweijährige zusammen mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern im Ghetto von Mogilev-Podolskij (Ukraine) eingesperrt. Später kam die Familie ins Konzentrationslager Petschora. Dem Lager konnte sie entkommen, weil Freunde sie freikaufte.

Daß sie heute ihre Geschichten erzählen können, verdanken die Überlebenden manchmal hilfsbereiten und mutigen Menschen oder dem Zufall. Wie zum Beispiel Heinz-Joachim Aris, 1934 in Dresden geboren und heute Vorsitzender des Landesverbandes Sachsen der Jüdischen Gemeinden. Am 16. Februar 1945 sollte er nach Theresienstadt deportiert werden. Doch dazu kam es durch die Bombardierung Dresdens am 13. Februar nicht mehr.

Die medizinische und psychosoziale Betreuung ist ein Schwerpunkt der Arbeit im Dresdner Treffpunkt *Amcha*. Zehn Mitarbeiter kümmern sich um die alten Leute. Die finanziellen Mittel stellen die *Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland* (ZWST), die *Claims Conference* und die *Stiftung Erinnerung, Verantwortung, Zukunft* (EVZ) zur Verfügung.

Die meisten alten Leute brauchen Hilfe im Alltag. Allein in den ersten acht Monaten dieses Jahres machten die Mitarbeiterinnen von *Amcha* mehr
(Fortsetzung auf S.2)

.... und das Leben ging weiter

(Fortsetzung von S. 1)

als 1100 Haus- und über 600 Krankenhausbesuche. Häufig begleiten sie Senioren zum Arzt und zu den Ämtern. Vor allem aber führen sie einen ständigen Kampf gegen Isolation und Vereinsamung.

„Für sie ist es der Höhepunkt der Woche, wenn jemand von uns vorbeikommt und mit ihnen spazieren geht oder ihnen vorliest“, berichtet *Amcha*-Mitarbeiterin Nina Tabere. Außerdem kümmert sich das Team auch um die Angehörigen der Holocaust-Überlebenden. „Manche haben kranke Ehepartner oder Kinder“, meint Lukach.

Einmal im Monat findet in der Jüdischen Gemeinde ein Treffen mit kleinem Unterhaltungsprogramm oder Experten-Vorträgen zum Beispiel zu Themen der Gesundheitsvorsorge statt. „Ohne diese Treffen würden die meisten von uns nur zu Hause hocken“, weiß Roman Fedotov (79), der die Veranstaltungen regelmäßig besucht. Kontakte zur Außenwelt haben die betagten Gemeindeglieder kaum. Den meisten fehlt schlicht das Geld, um am sozialen und kulturellen Leben außerhalb der Jüdischen Gemeinde teilzunehmen. „Schon die Zuzahlung zu ihren Medikamenten ist für viele ein Problem“, erzählt Inessa Lukach.

Also springt *Amcha* auch bei der Freizeitgestaltung in die Bresche. Ob Dampferfahrt, Musical oder Besuch bei der jüdischen Gemeinde im tschechischen Teplice: Wer will und kann, ist für einen kleinen Unkostenbeitrag dabei. Das lassen sich die wenigsten entgehen, auch wenn jede Unternehmung für die alten und oft kranken Menschen ein Kraftakt ist. Die Höhepunkte des Jahres sind für viele aber die Geburtstagsfeiern, die *Amcha* zweimal im Jahr organisiert. Dann werden Kinder- und Jugendbilder aus den 30er- und 40er-Jahren gezeigt, und bei Kuchen und Musik feiern die Überlebenden, daß sie noch da sind.

Inessa Lukach hat sich vorgenommen, künftig den Schwerpunkt noch mehr auf leichte

Unterhaltung zu legen. Zwar will *Amcha* auch künftig der Befreiung von Auschwitz und der Opfer von Babij Jar gedenken. Doch Lukach hat festgestellt, daß Gedenktage oder Filme aus der alten Heimat, die Synagogen mit Hakenkreuzschmiereisen zeigen, die alten Leute mehr und mehr belasten. „Es nimmt die Leute seelisch zu sehr mit“, findet Inessa Lukach.

Andererseits sind diese Filme für die alten Menschen die einzige Erinnerungsmöglichkeit, reisen wäre für sie zu beschwerlich und gefährlich. Der bewaffnete Konflikt zwischen Rußland und der Ukraine macht es auch schwieriger, an Informationen aus den Familienarchiven heranzukommen. Das ärgert Inessa Lukach, weil viele Juden aus dem Gebiet der ehemaligen UdSSR heute noch nach Verwandten suchen, die sie in den Wirren des Krieges aus den Augen verloren haben.

Als Fan der russischen TV-Suchsendung „*Warte auf mich*“ konnte Lukach Erfolge verbuchen. So brachte sie Henry Halperin mit seiner in Deutschland lebenden Nichte zusammen. Halperin wurde in Dresden geboren, 1937 nahmen ihn seine Eltern mit nach Moskau. In der UdSSR wurden seine Eltern als angebliche Spione hingerichtet. Henry war allein auf sich gestellt und als Deutscher und Jude Anfeindungen ausgesetzt. Er änderte seinen Namen und schwieg 60 Jahre lang über sein Schicksal. Erst seine Töchter brachten den Fall ins russische Fernsehen. Inessa Lukach sah die Sendung, suchte im Archiv der Dresdner Gemeinde und fand dort Angaben über die Familie Halperin. In Berlin machte sie Henrys Nichte Jeannette Drews ausfindig. 2011 trafen sich Onkel und Nichte in Dresden. Erst kürzlich kam Albina Lev aus Dresden dank ihres Aufrufs in der russischen Fernsehshow auf die Spur ihrer in die USA ausgewanderten Familienmitglieder. Lukachs Augen blitzen: „Ich hoffe, daß wir auch in diesem Fall bald eine Geschichte zu erzählen haben, die gut ausgegangen ist.“

Bundespräsident zu Gast in Israel

„Dankbar für dieses Wunder“

Bundespräsident Joachim Gauck hat am 6. Dezember 2015 seinen zweitägigen Besuch in Israel beendet. Die offizielle Visite fand im Rahmen des 50jährigen Jubiläums der Aufnahme diplomatischer Beziehungen statt.

Es seien Beziehungen in unruhigen und bedrohten Zeiten, sagte Gauck bei einem Konzert des Leipziger Thomanerchors und des Gewandhausorchesters in der Tel Aviver Oper. Israels Staatspräsident Reuven Rivlin sprach bei diesem Anlaß von einer „aufrichtigen Freundschaft“ zwischen beiden Ländern. Zugleich wies er darauf hin, daß die Beziehungen durch die besondere Geschichte schwierig und komplex seien und ein „feines Gehör“ verlangten.

Die Besonderheit der Beziehungen wurde deutlich, als Rivlin den Gast in seiner Jerusalemer Residenz empfing und die Militärkapelle die deutsche Nationalhymne anstimmte. In einem anschließenden Statement erinnerte Rivlin an die Proteste, die diese Hymne 1965 bei der Überreichung des Beglaubigungsschreibens des deutschen Botschafters Rolf Pauls ausgelöst hatte. Er selbst habe damals gegen die Aufnahme der diplomatischen Beziehungen demonstriert. Nun schließe sich nach 50 Jahren für ihn persönlich ein Kreis. Gauck sagte, daß er außerordentlich dankbar sei für die Herzlichkeit, mit der er empfangen wurde. Wenn der israelische Präsident dabei von „Freundschaft“ spreche, sei das etwas, was er als älterer Deutscher nur als „**Wunder**“ bezeichnen könne. Es sei wichtig, daß Deutsche und Israelis auf den verschiedensten Ebenen intensiv die gebauten Brücken weiter befestigen. „Wir werden sorgfältig zuhören, wenn Israelis uns oder Europäer kritisieren, wegen einiger aktueller Äußerungen oder Festlegungen“, betonte Gauck. Auch werde man aufmerksam zuhören, wenn Israel die Ernsthaftigkeit der Bedrohung, der es sich gegenüber sieht, deutlich macht.

Der Bundespräsident versicherte, daß die deutsche Regierung in einer unverbrüchlichen Verbindung zu Israel stehe. „Dies

zu wiederholen, ist wichtig, gerade in Situationen, wo es politische Differenzen gibt.“ Der Grad an Herzlichkeit und Offenheit, die ihm hier begegnet seien, erlaube es ihm, diese Dinge anzusprechen. Im Gästebuch hinterließ er den Eintrag „50 Jahre Wachsen von Verstehen und schließlich Freundschaft! Dankbar für dieses Wunder“.

Zuvor war Gauck mit Ministerpräsident Benjamin Netanjahu zum Arbeitsfrühstück zusammengetroffen. Das Gespräch sei offen und substantiell gewesen. Dabei sollen die terroristische Bedrohung, der Nahost-Friedensprozeß, das iranische Atomprogramm und die EU-Kennzeichnung von Produkten aus israelischen Siedlungen Thema gewesen sein.

Zuvor war Gauck die Ehrendoktorwürde der Hebräischen Universität Jerusalem verliehen – unter anderem in Anerkennung seines Kampfes gegen den weltweiten Rassismus und Antisemitismus und für die Wahrung der Erinnerung an den Holocaust.

Gauck sagte, ein Deutscher seines Alters könne diese Würde nur mit tiefer Dankbarkeit, Demut und großer Freude annehmen. Es gebe selbst heute, da Deutschland seit Jahrzehnten ein demokratischer Rechtsstaat ist, keine deutsche Identität ohne Auschwitz, und es gebe selbst heute, da Israel ganz anderen Bedrohungen gegenübersteht, keine israelische Identität ohne die Shoah. „Aber die Begegnungen überzeugten mich davon, daß auf beiden Seiten der starke Wunsch besteht, mit dieser Vergangenheit auf eine Weise umzugehen, die eine gemeinsame Gegenwart und vor allem eine gemeinsame Zukunft möglich macht.“

Die Begegnungen hätten sich noch in einer anderen Weise verändert, indem man gemeinsam, erzwungenermaßen, neuen Gefahren begegne. „Ich spüre es an mir selbst: Jetzt, wo der Terror näher an uns in Westeuropa heranrückt, kann ich besser jene Bedrohung erfassen, in der Israelis seit Jahrzehnten leben.“

Detlef David Kauschke

Zu Tu Bishwath - Warum es den Neubeginn der Gesellschaft signalisiert

Zweimal auf Anfang

Tu Bishwath, dem Neujahrstag der Bäume und Früchte, den wir am 25. Januar 2016 begehen, ist eine halachische Bedeutung eigen, die sich auf eine Reihe von landwirtschaftlichen Mizwot in der Thora bezieht. Aber wie bei allen Fragen von Halacha und Mizwot kann aus diesem Tag auch eine große moralische Lehre gezogen werden. Tu Bishwath markiert den Wendepunkt des Winters. Auch wenn noch viele Winterwochen vor uns liegen, besteht kein Zweifel daran, daß sich die Jahreszeit wendet. Die Tage werden länger, die Sonne steht höher und heller am Himmel. Tu Bishwat ist nicht nur ein Neubeginn für die Früchte und Bäume im Land Israel. Es signalisiert einen Neubeginn für uns Individuen und als Volk und jüdische Gesellschaft.

Eines der vielen erstaunlichen Muster in der jüdischen Geschichte ist die Fähigkeit der jüdischen Gesellschaft, sich zu erneuern, wenn die Zeitumstände es verlangen. Jede Generation, jedes Jahrhundert der Geschichte wirft uralte Probleme auf - mit immer neuen Wendungen und veränderten Details. Sich diesen Herausforderungen zu stellen ist die Verantwortung der jüdischen Führung einer jeden Generation. Tu Bishwath kommt und erinnert uns an diese allgegenwärtige Verantwortung, Gegenwart und Zukunft mit realistischen und dennoch kreativen Taktiken und Lösungen zu gestalten, um unsere Ängste und Probleme zu überwinden.

Die vergangenen drei Jahrhunderte haben - insbesondere in der Welt des ashkenasischen Judentums, ein schillerndes Spektrum an Bewegungen, Idealen und Lösungen für das uralte jüdische Problem hervorgebracht. Die „Haskala“ (Aufklärung) kam, um uns zu zivilisieren. Die Marxisten traten an, um uns ein Utopia zu errichten. Die

Zionisten kamen, um uns Sicherheit zu geben und den Antisemitismus ein für alle Mal aus der Welt zu schaffen. Das Reformjudentum wollte uns für die nichtjüdische Gesellschaft akzeptabel machen und uns mit humanistischen Zielen aussöhnen. Die säkuläre Bewegung kam, uns von der Last der Tradition und Mizwot zu befreien. Keine dieser Bewegungen hat ihre hochgesteckten Ziele erreicht.

Der Holocaust hat aus der Integration in die allgemeine humanistische Welt eine Farce gemacht und den Staat Israel hervorgebracht, doch Sicherheit gibt es auch jetzt nicht, und das Problem des Antisemitismus wurde nur noch verschärft. Stalin hat uns vom Marxismus geheilt. Die Haskala hat uns anscheinend nicht ausreichend zivilisiert. Und die säkuläre Bewegung muß sich permanent anstrengen, zu beweisen, daß sie kein hohles Gefäß ist. So herrscht heute ein Gefühl von Apathie und Leere in der jüdischen Welt. Deshalb sind wir Zeugen des Endes einer Epoche. Das Alte geht - und das Neue ist noch nicht da. Daher die Apathie und der scheinbare Mangel an Führung, der die jüdische Welt heute im Würgegriff hat. Doch aus solchen Momenten ist in der jüdischen Geschichte stets eine Erneuerung des Glaubens und des Idealismus entstanden.

Tu Bishwath soll unser Bewußtsein für die Notwendigkeit einer Erneuerung schärfen. Der Wechsel der Jahreszeit bezieht sich nicht nur auf das Wetter, sondern auch auf un-

sere Geschichte und unsere Gesellschaft. Die alten Strategien taugen nicht mehr für die Lösung moderner Probleme. Die Antworten sind in der Tradition und in der Halacha zu finden, genau wie sie es waren, als Chasidut im 18. Jahrhundert das ashkenasische Judentum revolutionierte. Wir können nicht ewig auf der Grundlage von Holocaust-Gedenkstätten oder zionistischen Sprüchen leben, die unsere Realität hier in Israel Lügen strafen. Das Land braucht eine neue Führung, um unsere Politik zu reformieren und sie repräsentativer zu machen.

Die Thora muß von den Ketten der Parteipolitik befreit werden, die sie momentan zu erdrosseln drohen. Die Thora gehört allen Juden, deshalb muß sie allen Juden zugänglich gemacht werden. Die Thora zu reformieren, zu redigieren, zu ändern und verbessern ist ein narrensicheres Rezept für Unheil und Assimilation in der jüdischen Welt. Wir müssen unsere sozialen Normen einer genauen Prüfung unterziehen. Nur dann sind wir in der Lage, unsere Ziele neu und klar zu definieren. Vielleicht gibt es verschiedene Wege, sie zu erreichen. Aber zunächst muß Einigkeit darüber erzielt werden, woraus unsere Ziele bestehen. Es ist eine Zeit der Erneuerung, die Zeit für ein neues und anderes Denken. Der Winter wendet sich bei uns. Wir wollen angestrengt darüber nachdenken, wie wir zur Wärme des Frühlings gelangen, die gewiß kommen wird.

Rabbiner Berel Wein

Yom Kippur als Feiertag anerkannt

Der höchste jüdische Feiertag ist nun auch bei den Vereinten Nationen (UN) ein offizieller Feiertag. Neben dem christlichen Weihnachtsfest, dem islamischen Opferfest oder Karfreitag werden bei der UN am Versöhnungstag keine Sitzun-

gen auf dem Programm stehen. Jüdische UN-Mitarbeiter dürfen sich freinehmen. Die Initiative wurde bereits 2014 unter dem damaligen israelischen Botschafter bei der UN, Ron Prosor, ins Leben gerufen und nun umgesetzt. *efg*

Klänge für die Verständigung

Die israelische Vertretung in den Vereinten Nationen unterstützt ein Projekt, bei dem elf jüdische, muslimische und christliche Musiker aus sechs Kontinenten zusammen spielen. *United Pianos* ist von dem israelischen Musiker Idan Raichel und dem Komponisten Tomer Biran ins Leben gerufen worden.

Alle Pianisten spielen eine spezielle Version von Sergei Prokofjews berühmter Oper Peter und der Wolf. In dem Video treten neben Raichel unter anderem Künstler aus Deutschland, den USA, der Türkei, Polen, Indien und Vietnam auf. Darunter auch Meytal Cohen, ein israelischer Schlagzeuger. Botschafter Danny Danon sagte: „Musik ist eine globale Sprache, die die Kraft hat, uns alle zusammenzubringen, die kulturelle und politische Gräben überwinden kann.“ *efg*

Unzufrieden

70 Prozent der Israelis sind unzufrieden mit ihrer Gesundheitsversorgung. Laut einer Umfrage von internationalen Arzneimittelfirmen und israelischen Pharmaunternehmen gab ein Drittel der Befragten an, es falle ihnen schwer, monatlich 1000 Schekel für Medikamente zuzubehalten. Lediglich 5,5 Prozent sagten, sie seien zufrieden. Der israelische Gesundheitsminister Yaakov Litzman drängt auf eine schnelle Reform, die vor allem lebensrettende Medikamente gegen schwere Krankheiten wie Krebs für alle zugänglich machen würde. Bislang benötigen an Krebs erkrankte Patienten eine Zusatzversicherung für diese Medikamente. *efg*

Geflügelte Worte

Die zweite Ehe ist der Triumph der Hoffnung über die Erfahrung.

Dr. Samuel Johnson

As Putin Becomes One of World's Most Powerful Players

The Jewish Connection

In the long history of Jews in Russia, the government has rarely been an ally, and often been the source of persecution. Current Russian president Vladimir Putin, however, is a powerful exception, with Jews playing a significant role in his personal history and his inner circle. With the Russian army a major player in the potentially explosive multinational puzzle unfolding in Syria, this personal element could become an important, perhaps decisive, factor in how the conflict unfolds.

At the International Assembly of Chabad Representatives in 2007, Russia's Chief Rabbi, Rabbi Berel Lazar, often referred to as "Putin's Rabbi", told a remarkable story about the Russian leader, which he heard from Putin himself.

"When he was a young child, he grew up in a very poor family. His parents were always out at work. He was fortunate that the next door neighbor was a Hasidic Jewish family, and they always made sure to invite him over," Lazar explained. "They were extremely kind to him, and he realized that not only were they kind to a child that wasn't theirs, not only were they kind to a child that wasn't Jewish, but they were kind to a child in a time and place when it was dangerous to do that."

"Thirty years later, because of the gratitude he felt for that family, and for the respect he felt for the Jewish people as a whole, as deputy mayor of the city of Leningrad, he granted official permission to open the first Jewish school in the city." The family in Lazar's story was that of Anatoly Rakhlin, Putin's high-school wrestling coach, a man he considered to be a father-figure and at whose funeral he cried. Putin described the family in his autobiography, *First Person*.

"(They were) observant Jews

who did not work on Saturdays, and the man would study the Bible and Talmud all day long," he wrote. "Once I even asked him what he was muttering. He explained to me what this book was and I was immediately interested." Putin's Jewish connection was not an anomaly limited to his childhood memories. In 2005, when Putin made an official visit to Israel, he visited his high-school teacher, Mina Yuditskaya Berliner, who lived in

tor (net worth \$2.3 billion), Lev Leviev (net worth \$1.5 billion), Roman Abramovich (net worth \$9.1 billion) and Victor Vekselberg (net worth \$13.6 billion). They are all close friends and confidantes of the Russian president, and they are all quite openly Jewish.

On the Jewish New Year Putin sent a holiday greeting to Rabbi Lazar, wishing the Russian Jewish community a "sweet and happy New Year."

"For centuries, Jewish val-

good Russian citizens. This has already had international repercussions. When Putin met with Israeli Prime Minister Benjamin Netanyahu in September to discuss the developing situation in Syria, the meeting produced positive results, with Putin expressing his strong connection with Israel. "We never forget that in the State of Israel reside many former Soviet citizens, and that has a special implication on the relationship between

our two states," Putin stated. "Every Russian action in the area has always been very responsible. We are aware of the artillery against Israel and we condemn it."

In 2011, at the Euro-Asian Jewish Congress in Moscow, Putin said, "Israel is, in fact, a special state to us. It is practically a Russian-speaking country. Israel is one of the few foreign countries that can be called Russian-speaking. It's apparent that more than half of the population speaks Russian."

In 2014, Putin was one of the few political leaders who supported Israel's Opera-

tion Protective *Edge*, saying at a meeting with representatives of the Rabbinical Center of Europe to fight anti-Semitism and xenophobia, "I support Israel's battle that is intended to keep its citizens protected."

Putin is a powerful player in the explosive situation in the Middle East. There are clearly political and military considerations that cause him to look upon Israel as an ally, but it might be the personal connection he has with Jews that has led him to be the most pro-Israel Russian leader the world has seen in a long time.



Vladimir Putin

Tel Aviv. He even bought her an apartment in the city when he heard she was living in poor conditions.

Arkadi and Boris Rotenberg were his judo sparring partners under Coach Rakhlin, and remain his close friends to this day. The Rotenbergs are billionaire contractors, and the relationship is mutually beneficial, with the Rotenberg brothers getting government contracts worth many billions of dollars.

In fact, Putin has surrounded himself with rich and successful Jews, such as Moshe Kan-

ues inspired lofty ideals," Putin wrote. He said that these values enhanced "relations among different peoples... through charity and education, all in the interest of the public good."

Putin puts his money where his mouth is and donated a month of his salary as president to the Jewish Museum in Moscow. His name is proudly listed on the museum wall as a donor.

Perhaps due to his connection with Jews on a personal level, Putin can be said to view Russian Jews as first and foremost

Angela Merkel erhielt den Abraham-Geiger-Preis

Garantin der Freiheit

Die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel ist für ihre Verdienste um das jüdische Leben in Deutschland Anfang Dezember in Berlin mit dem *Abraham-Geiger-Preis* geehrt worden. Damit würdigte das Geiger-Kolleg das Engagement Merkels für eine pluralistische Gesellschaft und ihre klare Absage an Judenhaß, Rassismus und Diskriminierung. „Angela Merkel steht mit ihrem politischen Wirken über viele Jahre dafür ein, daß demokratische Grundwerte in unserer Gesellschaft und europaweit Schutz erfahren“, sagte Rabbiner Walter Jacob vom Geiger-Kolleg bei der Verleihung der Auszeichnung. „In Zeiten des zunehmenden Antisemitismus in Deutschland und Europa ist ihre unverbrüchliche Solidarität Rückgrat des Vertrauens für die jüdische Gemeinschaft.“

Das politische Wirken Merkels sei umso wichtiger, so der Gründungsdirektor des Geiger-Kollegs weiter, da der Antisemitismus in Deutschland und Europa zunehmend stärker werde. Es seien Politiker wie die Bundeskanzlerin, die das Vertrauen von Juden in die Bundesrepublik weiter stärken. „Frau Bundeskanzlerin, Sie sind eine Garantin der Freiheit der Religionen in der modernen Gesellschaft“, betonte Rabbiner Jacob.

Die Preisträgerin hob in ihrer Dankesrede hervor, daß es ihr ein persönliches Anliegen sei, die Ehrung im Empfang zu nehmen. „Die heutige Veranstaltung führt uns einmal mehr vor Augen, welch großes Geschenk es ist, daß es wieder ein vielfältiges und reiches jüdisches Leben in Deutschland gibt.“ Es sei alles andere als selbstverständlich, daß Juden in Deutschland heute wieder eine Heimat gefunden haben und in diesem Land ihre Zukunft sehen, erklärte Merkel.

In ihrer Dankesrede ging Merkel auch auf die Sorgen der jüdischen Gemeinschaft aufgrund der aktuellen Flüchtlingssituation ein. Sie nehme die Bedenken von Juden in Deutschland

sehr ernst, da viele Flüchtlinge aus Ländern kämen, in denen der Haß auf Juden und den jüdischen Staat zum Alltag gehöre. Deswegen müßten „antisemitische Straftaten konsequent mit allen Rechtsmitteln verfolgt werden“. Jeder Schutzsuchende, der nach Deutschland komme, müsse das Grundgesetz respektieren, unterstrich Merkel. Dazu gehöre eine klare Absage an religiöse Diskriminierung sowie eine deutliche Zurückweisung jeglichen Antisemitismus. Das friedliche Zusammenleben der Religionen bleibe „ein einzigartiger Vertrauensbeweis in die freiheitlich-de-



Angela Merkel

demokratische Grundordnung unseres Landes, wie sie in unserem Grundgesetz niedergelegt ist“. Zuvor hatte der Präsident des *Zentralrats der Juden* in Deutschland, Josef Schuster, in seinem Grußwort das Eintreten der Bundeskanzlerin für die jüdische Gemeinschaft in Deutschland und den Staat Israel hervorgehoben. „Dies ist für Sie keine lästige Pflichtübung. Nein, es kommt von Herzen und entspricht Ihrer Überzeugung“, sagte Schuster. „Ihre Treue und Aufrichtigkeit, mit der Sie an unserer Seite stehen, ist für uns gerade in diesen Zeiten wichtiger denn je.“

Sowohl in der Beschneidungs-

debatte als auch während der jüdenfeindlichen Demonstrationen während des Gaza-Kriegs im Sommer 2014 sowie auch nach den islamistischen Anschlägen in Paris Anfang des Jahres hätten Juden in Deutschland sich stets auf die Bundeskanzlerin verlassen können. An Angela Merkel gewandt sagte er: „Als Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland kann ich nur bestätigen: Sie haben diesen Preis mehr als verdient!“

Der Zentralratspräsident würdigte zudem die Flüchtlingspolitik von Angela Merkel. Viel sei in den vergangenen Wochen darüber geschrieben worden, daß seine Warnung vor einer Zunahme des Judenhasses infolge des Flüchtlingsstromes eine fundamentale Kritik an Merkel bedeute. „Das ist Unsinn!“, sagte Schuster. „Auch hier hat die Bundeskanzlerin jederzeit ein offenes Ohr für die Sorgen der jüdischen Gemeinschaft gezeigt, die einen möglichen Antisemitismus unter den Flüchtlingen fürchtet.“

Der *Abraham-Geiger-Preis* wurde im Jahr 2000 anlässlich der Eröffnung des Abraham Geiger Kollegs ins Leben gerufen und würdigt Verdienste um das Judentum. Er ehrt Menschen, die sich um den Pluralismus verdient gemacht haben. Das *Abraham Geiger* Kolleg an der Universität Potsdam ist die erste akademische Ausbildungsstätte für Rabbiner und Kantoren in Deutschland seit der Shoah. Mit Abraham Geiger (1810–1874) ist es nach einem der bedeutendsten

Vertreter des liberalen Judentums in Deutschland benannt. Gegründet wurde das Kolleg von den Rabbinern Walter Jacob und Walter Homolka.

Den Betrag der mit 10.000 Euro dotierten Auszeichnung spendet Angela Merkel dem Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerk (ELES) für dessen Programm *Dialogperspektiven*. „Die großzügige Spende ist eine Bestätigung unserer Arbeit“, sagte Johannes Frank. Insbesondere in Zeiten der kontrovers geführten Flüchtlingsdebatte sei das Gespräch zwischen den Religionen wichtiger denn je, betonte der ELES-Geschäftsführer.

Philipp Peyman Engel

Neuer Oberrabbiner für Wien

Mit Einverständnis des Oberrabbiners Paul Chaim Eisenberg, der in Pension gehen möchte und nur mehr als Oberrabbiner der Israelitischen Kultusgemeinden Österreichs im Amt bleiben wird, wurde eine weltweite Ausschreibung gestartet, es gab sieben Bewerbungen aus der letztlich einstimmig Rabbiner Arie Folger gewählt wurde. Folger wurde in Antwerpen geboren, ist 42 Jahre alt, studierte unter anderem in USA, spricht Deutsch, Englisch, Französisch, Hebräisch, Jiddisch und Niederländisch. Er war in Frankfurt, München und Basel als Rabbiner tätig. Folger wird seine Tätigkeit im Juni 2016 antreten.

Gabriella Teichner, Wien

Die Malerin Shoshana ist tot

Die Malerin Susanne Schüller ist Anfang Dezember 2015 in Wien im Alter von 89 Jahren gestorben.

Shoshana wurde 1927 in Wien geboren, ihr Leben wurde durch Flucht und Emigration, England, USA, Israel geprägt. Sie studierte bei Herbert Boeckl, Gütersloh, ging nach Paris, hatte Kontakte zu Picasso und Giacometti. Ihre Werke werden der klassischen Moderne zugeordnet - stark beeinflusst auch von der fernöstlichen Kunst.

Shoshana Schüller war eine Reisende, ständig unterwegs zwischen Asien, USA, Rußland, Europa.

1972 wanderte sie nach Israel aus, reiste aber bald nach New York. 1985 kam sie nach Wien zurück. Stets schien sie rastlos - auf der Suche. Sie beschäftigte sich in ihren Werken mit Menschenschicksalen und ähnlich ihrem eigenen Leben mit Flüchtlingsfragen.

Gabriella Teichner - Wien

Geraubtes Glück

von Margit Bartfeld-Feller

Hab ich wirklich erlebt, was ich glaube erlebt zu haben? Sibirien, Wahnsinn und Todesangst, Verfolgung, Verachtung und Hohn. Wie habe ich nur standhalten können? Jahre tödlichen Hungers und der Kälte. Diese Fragen stellen mir ungezählte Menschen, Freunde, die mich nach 50 Jahren wiedererkennen, Menschen, die meine Kurzgeschichten gelesen haben, aber - auch ich selbst. Ja, wie konnte ich nur durchhalten? Ein junges jüdisches Mädchen aus Czernowitz, das, plötzlich aus dem Wohlstand herausgerissen, sich mit seiner Familie in solch extremen Situationen befand? Anscheinend war es die Gabe, sich niemals dem Selbstmitleid hinzugeben und ein immer und immer wieder mich belebender Sinn für Humor.

Auch hielt mich aufrecht meine Liebe zur Musik, zum Wort, zu Büchern, und natürlich der mir angeborene Lebenswille und Optimismus. Bis heute begleitet mich die Widmung, die mir mein 6jähriges Brüderchen Ottili noch in Czernowitz in mein Poesiealbum schrieb: „*Beginn den Tag mit Lache, er wird Dir Freude mache!*“ Dieses kleine fehlende „n“ am Ende der Worte „lache“ und „mache“ hatte mir immer, sogar bis heute, sehr viel bedeutet, denn es brachte und bringt mich in den schwersten Minuten in gute Laune.

Auch war es der Wille, immer Gutes zu tun, irgendwie zu helfen, das Schöne in den Menschen und ihren Taten zu suchen.

Somit half ich indirekt auch mir und meiner Familie, die im dritten Jahr unserer Verbannung nur noch aus Mutter, Brüderchen Ottili und mir bestand. Vater kam schon im ersten Hungerjahr in Krassnojarka um.

Mich täuschte nicht das Gefühl, daß wir jetzt vor Hunger sterben würden, wenn nicht ein Wunder geschah. Also entschloß ich mich zu einem

Schritt, der mich mein Leben kosten oder ins Gefängnis bringen könnte. Ich tat es aber doch, um vielleicht drei Leben zu retten. So ging ich eine Zeitlang jeden Abend, wenn es ganz dunkel wurde und alle Menschen schon fest schliefen, durch einen sumpfigen, finsternen Wald, bis ich naß und schmutzig auf ein Kolchosfeld kam, wo man bei Tag Kartoffeln anbaute.

Kann man sich meine Verzweiflung vorstellen, als ich in der Nacht die kleinen Setzkartoffeln, die man bei Tag sorgfältig gelegt hatte, hektisch wieder ausgrub, um sie schnell und so schmutzig wie sie waren, in die Hosentasche zu stecken, wo sie beim Laufen im Takt an die Beine klopfen und mich



Margit Bartfeld-Feller

bei jedem Schritt an meine böse Tat erinnern? Immer wieder wollte ich diesen „gefährlichen Ausflügen“ ein Ende setzen. Doch die Umstände sorgten schon selbst dafür, daß die Setzkartoffeln zu wachsen begannen und man sie zum Essen nicht mehr gebrauchen konnte. So endete meine gefährliche Tätigkeit, die mich immer wieder mit unbeschreiblicher Angst und Gewissensbissen verfolgte.

Dann kam kurz danach die Zeit der Brennesselsuppen und Kartoffelschalenplätzchen. Jeder Bissen kratzte beim Herunterschlucken fürchterlich im

Hals, doch nur so konnten wir den Hunger für kurze Zeit stillen. Eines Tages kam ich in ein Haus, wo auf dem Herd in einer Pfanne mir unbekannte Kräuter schmorten. Auf meine Frage, wo sie wachsen, antwortete man mir prompt: „Auf Bäumen!“ Sofort begab ich mich auf die Suche nach diesen verlockenden Kräutern. Erfolglos suchte ich sie stundenlang auf Bäumen, wie man mir gesagt hatte. Letztlich fand ich die „Pestiki“-Kräuter nach langem Suchen auf der Erde eines Feldes. Die Fähigkeit anderer, ebenfalls Hunger leidender Menschen, mich so kaltblütig in die Irre zu führen, war für mich derart verwirrend traurig, daß diese Kräuter, die ich jetzt mit Leichtigkeit fand, die einzigen waren, die mir trotz übermäßigem Hunger nicht bekamen.

Ich fand schnell Ersatz. Als der Schnee schmolz und die schwarzen Kartoffelfelder vor mir lagen, sah ich vor Glück fast jauchzend, kleine vergessene vorjährige Erdäpfel da und dort auf der Erde liegen. So unter dem Schnee bedeckt verwandelten sie sich in feuchtes Kartoffelmehl, von einer dünnen Scha-

le überzogen. Mit Eifer sammelten wir diese durch eine solche Metamorphose verwandelten Erdäpfel. Wir vermengten das Kartoffelmehl mit ein wenig Wasser und formten kleine Plätzchen, die wir dann zum Backen auf die Platte des kleinen Eisenofens legten. In unserer Hütte verbreitete sich verlockender Wohlgeruch. Mutter versprach überzeugend, wenn wir irgendwann diesem Elend entfliehen könnten, würde sie wieder solche Plätzchen backen und sie jedem weiterempfehlen.

Dagegenüber hatte ich zu jener Zeit ein tragikomisches Er-

lebnis. Unser Nachbar, ein Mann aus dem „Neuen Kontinent“, der selbstbewußt und schlau war, fand eines Morgens im Sommer sein schönes Tabakfeld, aus das er so stolz war, leer und zerstört vor. Die dunkelgrünen, saftigen Blätter waren weg. Er beschuldigte mich sofort, da ich des Hungers wegen rauchte und ja auch noch in seiner Nachbarschaft wohnte. Diese Verleumdung traf mich sehr. Es war erniedrigend und widerwärtig, da ich völlig unschuldig war.

Seine beleidigenden Worte klangen wie ein Echo in meinen Ohren und verfolgten mich. Der Höhepunkt meiner Verzweiflung kam, als ich bergab in Richtung des Flusses Wassjugan zu rennen begann. Beim Laufen kam mir der spontane Gedanke, daß ich nach solch widerlichen Beschuldigungen nicht mehr leben kann und mich umbringen muß.

Ich hatte keine große Wahl, als mich ins Wasser zu stürzen, um zu ertrinken. Doch nein, ein so eilig gefaßter Plan fiel mit einem mir eigenen erlösenden Lachen selbst ins Wasser, da mir plötzlich bewußt wurde, daß ich eine gute Schwimmerin war. Noch einmal am Leben geblieben, mußte ich mich wider Willen einer Tat ergeben, als ich instinktiv fühlte, daß wir in unserer spärlichen Hütte den Winter nicht überstehen würden, wenn ich mir nicht schnell etwas einfallen lassen würde. Mit Schrecken und Angst sah ich zu, wie im Zimmer das Wasser im Eimer zu einem Eisklumpen gefror. Mutter, zusammengekauert mit meinem Bruder Ottili, lagen umschlungen auf dem kalten russischen Ofen. Sie weinten nicht mehr und gaben auch keinen Laut mehr von sich.

Gefaßt griff ich zur Hacke, die in einem Winkel lag, setzte meine selbstgefertigte „Uschanka“ auf (eine russische Kappe mit Ohrenklappen), band einen Strick als

Czernowitzer Kochbuch

Omas Mandelbrot



Dieses besondere Rezept möchte ich Ihnen wärmstens ans Herz legen. Es entstammt den Aufzeichnungen meiner verstorbenen Gattin **Greta Rindner s.A.** Für alle Czernowitzer ein wahrer Leckerbissen, den man nachmittags zum Kaffee reicht.

Zutaten:

- 3 Eier
- 3/4 Tasse Öl
- 1 Tasse Zucker
- 1 Teelöffel Vanille-Extrakt
- 3 Tassen Mehl
- 1/4 Teelöffel Salz
- 1 Teelöffel Backpulver
- 1 1/2 Tassen grob gehackte Mandeln

Zubereitung:

Zunächst den Backofen auf 175 Grad vorheizen und das Backblech einfetten. Die Eier mit dem Öl, dem Zucker und dem Vanille-Extrakt gut vermischen. Danach das

Mehl mit dem Salz und dem Backpulver durchsieben und gut in die Ei-Mischung verrühren. Danach die grob gehackten Mandeln unterrühren und alles gut durchkneten.

Aus dem Teig zwei etwa 8 Zentimeter dicke Rollen formen und auf das Backblech setzen. Beide Rollen im vorgeheizten Backofen für etwa 25 Minuten backen. Danach die Rollen aus dem Ofen nehmen und in etwa 2,5 cm breite diagonale Scheiben schneiden.

Die einzelnen Scheiben nun auf dem Backblech verteilen und für weitere 10 Minuten im Ofen goldbraun ausbacken. Zu guter Letzt die goldbraunen Mandelbrot-Scheiben auf dem Kuchengitter auskühlen lassen.

Guten Appetit!

Arthur von Czernowitz

Aufgegessen

Ein Storch, der von einem israelischen Institut mit einem Gerät ausgestattet worden war, das Zugvögel für wissenschaftliche Zwecke beobachtet, war in Ägypten in Einzelhaft geraten. Tagelang saß der Adebar hinter Gittern und mußte Untersuchungen über sich ergehen lassen.

Als die Behörden des Nil-Landes schließlich Entwarnung

gaben und erklärten: „Dieser Vogel ist kein Spion“, wurde er in die Freiheit entlassen. Doch leider wählte er, statt gen Norden zu flattern, die falsche Richtung und landete auf einer ägyptischen Insel. Deren Bewohner waren weniger nachsichtig im Umgang mit dem gefiederten Eindringling: Sie fingen und verspeisten ihn.

efg

Gürtel um meine geflickte Jacke, die ich ständig auch in er Hütte trug. So ausgerüstet lief ich verwirrt, fast verrückt vor Sorge und noch nicht ahnend, was ich in den nächsten Minuten anstellen könnte, hinaus in den unerbittlichen, sibirischen Frost bei Nacht und Wind.

Von einer ungeheuren inneren Kraft getrieben lief ich über die kleine, mit Eis und Schnee bedeckte Dorfstraße, die zu einer Schmiede führte, wo alte, nach meiner Meinung unbrauchbare Holzräder herumlagen. Fest entschlossen, so als ob ich diese Tat schon lange im Voraus geplant hatte, versuchte ich, ein Rad von Schnee und Eis zu befreien, um es dann mit aller Kraft zu zerhacken. Unsagbar schwer war es für mich, dieses mit einem Metallreifen beschlagene, in Teer getränkte, aus Birkenholz gefertigte Rad zu zerhacken.

Doch die Aussicht, daß diese trockenen, schwarzen Stücke Holz bald lustig in unserem Ofen prasseln würden, machten mich unendlich stark, so daß ich es doch schaffte und die verlockend Wärme beinahe schon physisch spürte. Obwohl die schwarzen Räder mit Schnee bedeckt waren, fand ich immer wieder und fast jede Nacht noch ein Rad, dessen Holz im Ofen lichterloh brannte und uns so vor der Kälte beschützte, die sich durch Mark und Bein bohrte.

55 Jahre später schreibe ich diese Zeilen in Israel nieder. Es ist Winter, und ich höre das beruhigende Geräusch der wärmespendenden Klimaanlage. Gleichzeitig fühle ich jedoch die Kälte, die mich damals hinaustrieb, allen Gefahren zum Trotz, nur um noch ein paar Tage durchzuhalten und uns vor dem Hunger und dem sicheren Kältetod zu retten. Geraubtes Glück.

*

(aus **Margit Bartfeld-Feller** „Nicht ins Nichts gespannt - von Czernowitz nach Sibirien deportiert. Jüdische Schicksale 1941-1997“, herausgegeben von **Prof. Dr. Dr. Roy Wiehn** im Hartung-Gorre Verlag Konstanz, 108 S.)

Impressum

Herausgeber: *Weltverband der Bukowiner Juden*, Arnon Str. 12, 63455 Tel Aviv, in Zusammenarbeit mit dem *Dachverband der Organisationen für Holocaust-Überlebende (Merkas Halgunim)*.

Chefredakteurin: **Bärbel Rabi**
English Desk: **Arthur Rindner**
Redaktionsschluß der Februar-Ausgabe: 15. Januar 2016.

Die Redaktion weist ausdrücklich darauf hin, daß die Inhalte und Meinungen der veröffentlichten Artikel allein in der Verantwortung der jeweiligen Autoren liegen und nicht in der der Redaktion.

Das Büro des Weltverbandes der Bukowiner Juden ist montags und mittwochs zwischen 8 und 12 Uhr für den Publikumsverkehr geöffnet.

Krembo gegen Schock

Nach dem Schock bekamen sie eine süße Überraschung. Ein Flugzeug der Royal Jordanian Airlines auf dem Weg von Dubai nach Amman mußte auf dem Ben-Gurion-Flughafen notlanden. Die Piloten hatten als Grund schlechte Sicht und Treibstoffmangel angegeben. Die Passagiere des Airbus blieben alle unversehrt, doch vielen saß der Schreck in den Knochen. Das Sicherheitspersonal des Flughafens lieferte schnell einige Kisten Krembo ins Flugzeug, um den ungewollten Aufenthalt zu versüßen. Die Krembo, vergleichbar mit einem Schokokuß in Deutschland, wurden an die Passagiere verteilt. Nachdem aufgetankt wurde, flog die Maschine sicher weiter nach Amman.

efg

Geflügelte Worte

Es ist selten, daß ein Mensch weiß, was er eigentlich glaubt.

Oswald Spengler

*

Ich weiß, daß ich nichts weiß, und darum weiß ich mehr, als andere wissen.

Sokrates

MARTIN ENGEL & PARTNER, RECHTSANWÄLTE

RECHTSBERATER DES WELTVERBANDES
DER BUKOWINER JUDEN

TESTAMENTE UND VERMÄCHTNISSE



SCHADENERSATZ



ÄRZTLICHE KUNSTFEHLER



IMMOBILIEN

ITZCHAK SADEH STR. 17, TEL AVIV
03-5614702, 054-4431317

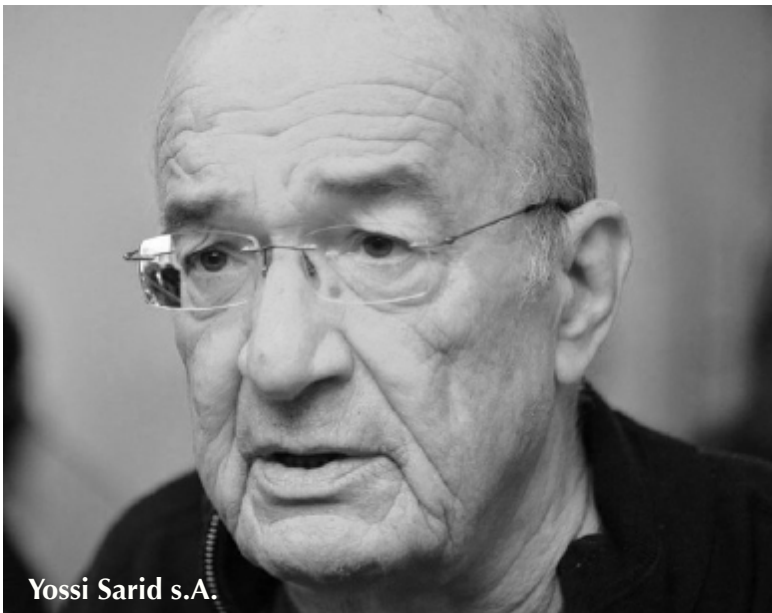
Abschied von einem Querdenker

Anpassung war seine Sache nicht. Yossi Sarid sagte stets, was er dachte – auch wenn es anderen noch so gegen den Strich gehen mochte. Am 4. Dezember 2015 ist der Querdenker, der ehemalige Minister, Knessetabgeordnete und Journalist im Alter von nur 75 Jahren an einem Herzinfarkt gestorben.

Sarid wurde 1940 in Rechovot geboren und arbeitete, bevor er in die Politik wechselte, als Radio- und Zeitungsjournalist. Von 1974 bis 2006 war er Abgeordneter im israelischen Parlament, erst für die Arbeits-

Politikern. Er war ein herausfordernder und anstrengender Gegner und ist seinen Werten immer treu geblieben. Sarid argumentierte immer leidenschaftlich. Er hat niemanden in Ruhe gelassen – nicht einmal sich selbst. Wir Israelis, die wir von seinen vielen Aktivitäten profitiert haben, werden ihn sehr vermissen.“

In einem Interview sagte Sarid einmal über sich selbst, daß er stets versucht habe, keine allzu faulen Kompromisse einzugehen und sein Gewissen einigermaßen rein zu halten. „Manchmal ist mir das sogar



Yossi Sarid s.A.

partei, später für die linke Meretz.

In den Regierungen von Yitzhak Rabin, Shimon Peres und Ehud Barak saß er dem Bildungs- sowie Umweltministerium vor. Während seiner gesamten politischen Laufbahn und im Anschluß, als er wieder als Journalist arbeitete, setzte sich Sarid vehement für den Frieden und ein Abkommen mit den Palästinensern ein.

Trotz und gerade wegen seiner gradlinigen Art war er als Politiker sogar bei der Opposition hoch geachtet. Staatspräsident Reuven Rivlin sagte in seinem Abschiedsgruß: „Yossi Sarid war einer von Israels großartigsten Parlamentariern und

gelingen. Und nach 35 Jahren im öffentlichen Dienst ist das wohl eine Leistung.“

Sabine Brandes

Askara

Am 7. Januar 2016 jährt sich zum dritten Mal der Todestag unseres verehrten Landsmanns

Prof. ZWI YAWETZ s.A.

(Czernowitz - New York - Tel Itzchak)

Prof. Zwi Yawetz gehörte zu den herausragenden Bukowiner Persönlichkeiten in Israel und war Träger des Israel-Preises.

Wir werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren!

Der Weltverband der Bukowiner Juden

Gebrochenen Herzens und tief erschüttert nehmen wir Abschied von meinem geliebten Gatten, unserem Vater, Groß- und Urgroßvater

MENACHEM HAIT s.A.

(Wijnitz-Czernowitz-Nazereth Ilitt)

der plötzlich und unerwartet für immer von uns gegangen ist.

Er war ein gebildeter Yiddischist, intelligent, höflich, humorvoll und jederzeit hilfsbereit, stets von Freunden und Bekannten umgeben.

Wir werden ihm immer in Liebe gedenken!

Es trauern:

Gattin - **Leah Hait, geb. Bernstein**

Tochter u. Schwiegersohn - **Anat u. Gabriel TanAmi**

Sohn u. Schwiegertochter - **Yoav u. Chen Hait**

Bruder u. Schwägerin - **Chaim u. Anat Hait**

Enkel - **Ady, Gil, Omer, Gal, Noga, Elat**

Urekel - **Hila, Yair, Rony, Yael, David-Jehonathan**

Freunde von Aliat-HaNoar, Kibutz Uscha

Syrische Diplomatie

Von außen ist bisher nicht zu erkennen, daß die neuen diplomatischen Bemühungen zur Beilegung des syrischen Bürgerkrieges Früchte tragen. In öffentlichen Stellungnahmen bekräftigen die Akteure ihre bekannten Standpunkte, so wie jetzt die syrische Opposition beim Besuch in Moskau oder der iranische Außenminister in Damaskus.

Trotzdem ist es höchste Zeit, daß solche Gespräche statt-

finden. Zu lange schon währt dieser Konflikt, dessen Folgen (Terrorismus, Flüchtlinge) weit über die Region hinausreichen.

Das Hauptproblem bleibt die Frage, was mit Assad geschehen soll. Solange darüber keine Einigung zwischen den wichtigsten Parteien besteht, wird vor allem der „Islamische Staat“ militärisch von der Abnutzung der syrischen Armee profitieren.

Und daran kann auch unter den Gegnern Assads niemand ein Interesse haben, weder im Westen noch am Golf und auch nicht in der Türkei.

Die Kunst dürfte darin bestehen, einen Kompromiß zu finden, der außerdem das iranisch-saudische Gleichgewicht nicht allzu sehr verändert. Keine leichte Aufgabe.

Nikolas Busse

(aus „Frankfurter Allgemeine“)